
ANDREW FORRESTER
FÜR IMMER UND DANN?
ROMAN
EMF



Hätte sich Whit Longacre die Hintergrundmusik für seine derzeitige Existenzkrise aussuchen können, wäre es vermutlich irgendwas aus dem traurigen Dad-Rock-Genre gewesen. Keinesfalls hätte er den Soundtrack des neuesten Disney-Films gewählt, aber so standen die Dinge eben: Annie saß hinten, schmetterte selbstverständlich jede Zeile lauthals mit, sang jede Rolle mit einer anderen Stimme, und Whit hockte auf dem Fahrersitz und fühlte sich – wie so oft in der letzten Zeit –, als stünde er kurz vor einem Nervenzusammenbruch.

Seine Aufgabe, die, die immer anstand, war riesig. Sie war seelenvernichtend, und selbst, wenn sie nicht akut seelenvernichtend war, hing sie stets in der Luft, waberte an den Rändern seines Bewusstseins entlang, wie ein feiner, Angst auslösender Nebel. Ähnlich der Technik, die Sounddesigner

in Horrorfilmen einsetzten, wenn sie kaum hörbare und dennoch verstörende Geräusche nutzten, die den Kinobesuchenden eine unterschwellige Furcht einflößten, die sie vermutlich nicht einmal benennen konnten. In Whits Gedanken hatte seine Furcht einen Namen: Die Monumentale Aufgabe.

„Bereit für die Schule?“, fragte er, indem er ein Gesangssolo über eine Familie, die einfach kein Verständnis hatte, übertönte, und schaute in den Rückspiegel.

Annie wartete grinsend und tänzelnd auf eine Pause im Liedtext und schrie dann zurück: „Ja!“

Bei der nächsten Strophe stieg sie wieder ein, und Whits Sorgen schienen einen Augenblick lang nicht mehr so wichtig zu sein, glichen einem angeleinten Löwen. Sie waren zwar noch da, würden ihn aber nicht gleich verschlingen. Annie war bereit für die Schule. Das war gut. Er hatte es geschafft, das Haus zu verlassen, und Annies kastanienbraunes Haar sah weniger nach Kind-eines-Witwers aus, sondern mehr so, wie es ausgesehen hatte, als Helen noch da gewesen war. Annies Kleidung passte zusammen. Sie hatte alles dabei, was sie für den Tag brauchte. In ihrer Brotdose befand sich ein gesundes Mittagessen. Das war alles gut, und Die Monumentale Aufgabe konnte noch eine Weile ignoriert werden.

Die Straße war nass und schwarz, und an den Bäumen, die beide Seiten säumten, leuchteten die ersten Tupfen der Herbstfärbung. Als er um die Ecke bog und auf die Bremse drückte, um sich in die langsam vorwärtsrollende Autoschlange einzureihen, fiel sein Blick auf das in braunem Papier eingeschlagene Paket auf dem Beifahrersitz. Das war ein weiteres Problem. Die Monumentale Aufgabe war kaum zu bewältigen, ja, aber dann gab es auch noch das da.

Eines dieser kleinen, unerträglichen Dinge, die Sorte, über die Menschen Witze rissen: Ich kann kaum glauben, dass ich das zwei Monate lang vor mir hergeschoben habe, und dann hat es nur zwei Minuten gedauert. Wie viele Minuten, wie viele Tage hatte er dieses Ding nun schon durch die Gegend gefahren? Eines Tages wäre Annie alt genug, um sich auf den Beifahrersitz zu setzen, und sie würde fragen: „Ähm … Dad, warum liegt hier ein Paket mit Moms Handschrift? Glaubst du nicht, sie hatte gehofft, dass es innerhalb von hundert Jahren nach ihrem Tod ausgeliefert werden würde?“

Whit rollte in die Haltebucht vor der Foothills School. Es war eine kleine Privatschule, die Helen weitaus besser gefallen hatte als ihm. Doch die Entscheidung über einen möglichen Wechsel lag nicht mehr in seiner Hand: Nachdem Helen gestorben war, hatte man die Schulbibliothek umbenannt – nach ihr. Als es auf das Ende zugegangen war, hatte seine Frau außerdem einen Stipendienfonds angeregt. Annie und er hingen also ziemlich fest, und seine Tochter war ohnehin gern hier. Sie war inzwischen in der dritten Klasse und hatte sich in den vergangenen Jahren gut eingelebt. Und Beständigkeit war gut – besonders in Zeiten wie diesen. Außerdem kannten viele Eltern sie und ihre Geschichte und waren nur allzu gern bereit, Whit in seinem Leben als Single-Dad zu unterstützen.

So viele Eltern.

Die Autotür schwang auf für Annie, und kaum war ihr Duett aus Verabschiedungen und „Hab-dich-lieb“s verklungen, erschien ein Kopf über der Rückbank: größtenteils kahl, mit einer sechseckigen Brille und einem dramatischen, breiten Grinsen, das definitiv nach Manipulation roch.

„Klopf, klopf!“

Whit stieß ein Lachen aus, das sich anhörte, als würde er gerade einen Nierenstein ausscheiden.

„Du hast nicht geklopft“, sagte er mit einem gezwungenen Lächeln, das vorgeben sollte, dass er einen Witz gemacht hatte. Hatte er nicht.

„Oh … Ha-ha!“, erwiderte Noel Pendergrass. Er sprach die beiden „Ha“s tatsächlich wie ein Roboter aus, der eine Textnachricht vorlas. „Ich dachte, deine Tür sei stets offen.“

Whit musste seinen Körper verdrehen, damit er Noel ansehen konnte. Kalte Luft strömte von draußen herein. Noel war der leidenschaftliche Vorsitzende des Autoschlangenkomitees. Und im Gegensatz zu ihm war Noel angemessen für seinen Autoschlangendienst im Oktober in New England gekleidet. Whit war angezogen, um auf dem Fahrersitz eines warmen Range Rovers zu sitzen.

„Ich glaube, das könnte man so sagen.“ Whit lächelte immer noch und bekam langsam das Gefühl, einen Kieferspreizer vom Zahnarzt im Mund zu haben. „Kann ich dir irgendwie helfen, Noel?“

„Nun … Ich brauche tatsächlich Hilfe. Beim Autoschlangen-Diiiiienst.“

Er betonte das so seltsam, dass es sich eher wie eine Celebrity oder eine Auszeichnung anhörte, als wie das reizloseste Ehrenamt, das Whit sich vorstellen konnte. Nicht weil er was gegen Kälte oder frühes Aufstehen hatte, sondern weil er Noel nicht leiden konnte, der bei mehr als einer Gelegenheit Sätze von sich gegeben hatte, die so begannen: „Nun, da deine Ehefrau ins Himmelreich eingegangen ist …“

Ins Himmelreich. Als wäre sie die Katze am Ende von CATS und nicht die Frau, mit der er zehn Jahre verheiratet gewesen war.

„Ich habe einen Vorschlag“, fuhr Noel fort, „und ich glaube wirklich, dass er gut für dich sein könnte. Eine Möglichkeit, dich wieder einzubringen. Es ist schließlich schon über ein Jahr her, dass Helen –“

Whit täuschte einen Hustenanfall vor, und Noel hielt inne.

„Wie auch immer … Hast du was dagegen, wenn wir schnell eine Runde drehen? Ich kann eben –“

Der Mann ließ sich tatsächlich in Richtung Rückbank sinken und machte Anstalten, in das warme Auto zu kriechen, das Whit plötzlich wie ein sehr heiliger Raum vorkam.

„Oh, das wäre schön“, entgegnete Whit verzweifelter, als ihm lieb war, „aber ich habe jetzt keine Zeit, mich zu unterhalten. Ich muss das in die Bibliothek bringen, und Mrs. Pryor hat gleich eine Besprechung.“

Er hob das Paket vom Beifahrersitz hoch. Noel erstarrte in einer Position, die sich etwa auf halbem Weg vom Neandertaler zum Homo sapiens befand: sein langgliedriger Körper gebückt und eingerollt über Annies Kindersitz. Sein sehnsüchtiger Blick wollte allerdings unbedingt in Erfahrung bringen, was sich in dem Paket befand.

„Ah“, machte Noel, und sein Grinsen wurde sogar noch breiter. „Nun, dann eben ein anderes Mal.“

„Mhm.“

Whit nahm den Fuß von der Bremse. Der Wagen fuhr langsam an, und Noel zog sich erschrocken zurück.

„Ups“, sagte Whit, ohne sich umzusehen.

„Ha-ha!“, rief Noel, als er die Tür zufallen ließ.

Nachdem Whit eine Minute später im Leerlauf in eine Parklücke gerollt war, betrachtete er sich im Rückspiegel.

„Na gut.“



Dann warf er einen Blick auf das Paket, das er immer noch in der Hand hielt.

„Ich vermute, heute ist der Tag der Tage.“

Der untere Campus der Foothills School lag tatsächlich eingebettet im bewaldeten Ausläufer eines Hügels. Bäume wuchsen direkt neben den dunklen Holzgebäuden, ragten über die großen Fenster und grünen Metalldächer hinaus, und in der Nähe der Fahnenmasten befanden sich große Findlinge. Whit mochte diesen Teil der Schule. Er fand es schön, vom normalen Gehweg in diesen von Blättern überdachten Tunnel einzutauchen, um zum Empfangsgebäude zu gelangen. Die Schule war ein offener, nach dem Baukastenprinzip errichteter Ort, und der Gedanke, dass Annie viel Zeit ihres Tages draußen verbrachte, sich mit ihren Lehrerinnen, ihren Mitschülern und Freundinnen den Weg durch diese grünen Zwischenräume bahnte, machte ihn glücklich.

Es war hauptsächlich die von der Schule geradezu besessene Elterngemeinschaft, die ihn störte. Leute wie Noel, die es zu ihrem Lebensinhalt machten, die neuesten Aktualisierungen des Schulhandbuchs zu kennen, und über jede einzelne Schulfreundschaft, jede Prüfung und jede Änderung im Lehrplan genauestens informiert waren. Außerdem gab es da noch die Schulsekretärinnen.

Whit kannte die beiden Frauen, die im Sekretariat arbeiteten, vom Sehen, konnte sich ihre Namen allerdings nicht merken. Für ihn waren sie Wet-Look-Locken-Frau und Umfangreiche-Halstuchsammlung-Frau. Abgesehen von den immer wie lackiert aussehenden Haaren und den Schals (heute war es einer mit Hahnentrittmuster), waren es ihre traurigen Blicke, die ihm im letzten Jahr aufgefallen waren. Diese Damen sehnten sich in ihrem tiefsten Inneren danach, einen Mitleidsauflauf bei ihm zu Hause vorbeizubringen. Sie sahen ihn an, als müsste man sich in einer Art und Weise um ihn kümmern, die die Grenze zwischen dem Mütterlichen und dem Sinnlichen verwischte – und das gruselte Whit.

„Hallo Mr. Longacre“, sagte Wet-Look-Locken-Frau, und er nickte zur Begrüßung. „Es ist eine Weile her, seit wir Sie das letzte Mal hier gesehen haben. Schreiben Sie heute nicht?“

„Nun“, erwiderte Whit, und es fiel ihm leichter, höflich zu ihr zu sein als zu Noel, „ich hoffe, dass ich das noch tue, aber man weiß nie, wann einen die Muse küsst.“

Whit grub den linken Daumen in seinen Oberschenkel, während die Damen kicherten. Es gab keine Muse, und er hasste es, den Mythos aufrechtzuerhalten, dass Schriftsteller mystische Wesen seien, die mit irgendeiner großen, unsichtbaren, Geschichten ausspuckenden Macht kommunizierten. Er schrieb in einem beengten Arbeitszimmer im Erdgeschoss, wo er von Bücherstapeln und Notizzetteln und schmutzigen Tassen umgeben war. Und ja, manchmal, an Tagen wie diesen – wenn sein Fenster beschlagen war und das orangene Licht der Lampen dagegenschien –, stellte er sich vor, dass sein Zimmer von draußen aussah wie eine Laterne, die im Wald leuchtete. Trotzdem war es kein Elfenbeinturm. Das war Helens Arbeitszimmer in der zweiten Etage, wo sie ihre Romane geschrieben und von wo aus sie einen Ausblick auf die Bäume auf der einen Seite und ein kleines Stückchen Meer auf der anderen Seite gehabt hatte. Er mochte sein kleines Zimmer – das tat er wirklich –, aber die Möglichkeit, dass er leicht etwas Symbolisches aus diesem Arrangement machen könnte, war ihm nicht entgangen.

„Also … Wie können wir Ihnen helfen?“, fragte Umfangreiche-Halstuchsammlung-Frau.

„Ich muss das hier abgeben“, antwortete er und hielt das Paket hoch. „In der Bibliothek.“

„Möchten Sie, dass wir es in Mrs. Pryors Fach legen?“

Whit unterdrückte ein Seufzen. Er wusste bereits, worauf das Ganze hinauslaufen würde.

„Nein. Ich würde es ihr gern persönlich übergeben.“

Die Damen machten gleichermaßen erstaunte Gesichter.

„Nun … Ich fürchte, Mrs. Pryor ist –“

Er unterbrach sie.

„Bitte. Ich habe die strikte Anweisung, es eigenhändig zu überreichen.“

„Anweisung von …?“

„Helen“, erwiderte er knapp, aber wahrheitsgemäß. Es war sogar eine Haftnotiz dabei gewesen.

Die Damen neigten die Köpfe in entgegengesetzte Richtungen, und er konnte beinahe sehen, wie sie hinter der Stirn die Zutaten für einen Nudelauflauf zusammenstellten. Ihm war klar, wie sie ihn wahrnahmen, und er wusste, dass er sich mit dem Trauriger-Künstler-Witwer-Look keinen Gefallen tat: der sandfarbene Bart, die graugrüne Strickjacke mit Zopfmuster, die dunkelblauen Augen, die entweder wehmütig oder einfach nur müde wirkten (und an sehr speziellen Tagen: beides).

„Wie auch immer …“, sagte er.

„Ja, natürlich“, erwiderte Umfangreiche-Halstuchsammlung-Frau. Sie zuckte mit den Schultern, und umgehend tauchte ein Besucherausweis auf. Sie schob ihn ihm über den Empfangstresen zu, und es war sehr gut möglich, dass sie ihm dabei zuzwinkerte.

„Schönen Tag noch!“, sagte eine von ihnen, nachdem er sich schon abgewandt hatte, um zu gehen.

Whit winkte, ohne sich noch einmal umzudrehen, und versuchte, nicht wie jemand wegzurennen, der so gerade eben den Klauen des raubtierhaften Mitleids entkommen war.

*

Die Flure des Gebäudes waren mit einer Holzvertäfelung versehen, die an das gediegene Innere einer vornehmen Villa am See erinnerte. Er ging einen Gang entlang, der auf der einen Seite mit Panaromafenstern und auf der anderen Seite

mit Kunstwerken der Schülerschaft gesäumt war, hin und wieder unterbrochen von Klassentüren und Werbeplakaten für Inklusivität und gegen Mobbing. Die Schule fühlte sich angenehm lebendig an. Entfernte Stimmen bildeten ein stetes Summen, das Whit an den Gang durch einen Kinosaal erinnerte, und die gelegentlichen lauten Jubelrufe oder das Krachen von wer weiß was verstärkten dieses Gefühl nur noch. Das musste er Helen lassen: Dieser Ort – mit seinem Duft nach Zedernholz und Lavendel und Zitronen – roch hundertmal besser als jedes Kino oder jede Schule, durch die er jemals gegangen war.

Die Doppeltür zur Helen-Albright-Longacre- Bibliothek stand offen, und auf der anderen Seite der Schwelle befand sich der Raum dieser Schule, der Whits Meinung nach die hohen Schulgebühren am meisten rechtfertigte. Im Zentrum der Bibliothek wuchs ein aus Karton gefertigter Baum mit Rinde aus Tonpapier und Filzblättern, groß wie Speiseteller. Unter der Decke breitete er sich aus wie ein aufgespannter Schirm und schien den Raum unter sich zu sammeln. Der Boden war mit Kissen und großen, gemütlich wirkenden Sitzsäcken übersät, die wie abgeworfene Samenhülsen wirkten. Ranken und leuchtende Weihnachtslichterketten erwuchsen aus dem Baum und hingen kreuz und quer über der Hälfte der Regale. Papierlaternen baumelten an der Decke, verflochten mit bunten mexikanischen Girlanden und Schnüren mit goldglitzernden Sternen. In einer Ecke befand sich eine große Badewanne mit Löwenfüßen, die mit blauen Kissen gefüllt war und an der ein Schild hing, auf dem stand: Wasser wartest du noch? Tauch in ein gutes Buch ein! Ein Laternenmast aus Narnia erhob sich in der Belletristik-Abteilung, und zwei Ritterrüstungen – eine japanische und eine europäische – wachten über die Geschichtsbücher. Whit entdeckte ein Dutzend Kuscheltiere in einigen Nischen, und es gab mindestens

drei Leseecken, in die er – ein Siebenunddreißigjähriger – sich nur zu gern für den Rest des Tages verzogen hätte. Es war ein magischer Raum, und die Bibliothekarin Mrs. Pryor war eine magische, großmütterliche Frau. Allerdings war sie nirgendwo zu sehen.

Whit näherte sich dem Tresen der Ausleihe. Sein Blick huschte über den Nippes, der überall stand, darunter eine Figurengruppe aus Der Wind in den Weiden, die sich einen köstlichen Nachmittagstee genehmigten, sowie ein Hundemann aus bemaltem Tonpapier. Es gab auch eine Glocke – wie an der Rezeption eines Hotels –, aber sie zu betätigen, kam ihm an einem Ort wie diesem geschmacklos vor. Er würde Mrs. Pryor nicht wie eine Hotelangestellte behandeln, nicht für eine Million Dollar. Ohnehin würde die Frau vermutlich spüren, dass er ihr verwunschenes Reich betreten hatte. Jeden Moment würde sie wie eine gute Fee aus dem Nichts auftauchen, aus blauen Flammen hervorbrechen oder in einer großen rosaroten Seifenblase heranschweben.

„Kann ich Ihnen behilflich sein?“, fragte eine Stimme von irgendwoher.

Whit fing beinahe an zu lachen. Mrs. Pryor war magisch.

Doch mit der Stimme stimmte irgendetwas nicht. Sie klang tiefer, jünger, ein bisschen direkter, als die Stimme der Bibliothekarin es je gewesen war. Als er den Kopf über den Tresen reckte, entdeckte er sie: eine Frau in seinem Alter, die auf allen vieren im unteren Schrank des Tresens nach etwas kramte. Von oben sah er, dass sie einen dunkelvioletten Pullover, eine Jeans und Duckboots trug und gewelltes schwarzes Haar hatte, das ihr bis auf die Schultern fiel. Da sie nicht aufsah, lehnte Whit sich wieder zurück und stellte sich aufrecht hin.

„Ähm …“, sagte er zum leeren Raum über dem Tresen. „Ich hatte gehofft, Mrs. Pryor etwas geben zu –“

„Sie ist heute krank. Ich bin für sie eingesprungen.“

„Oh. Okay.“ Whit kam sich vor, als würde er sich mit einem Geist unterhalten.

Er betete, dass die Schulsekretärinnen nicht schon auf dem Weg waren, um nach ihm zu sehen. Er könnte es nicht ertragen, dass er erwischt würde, wie er hier stand und wahnhaft in die Luft sprach. Und da traf ihn die Erkenntnis, dass sie versucht hatten, ihn vor dieser unangenehmen Begegnung zu bewahren, dass sie versucht hatten, ihm mitzuteilen, dass Mrs. Pryor nicht da sei, und er sie ignoriert hatte.

„Okay“, sagte er und gab sich geschlagen. „Dann komme ich wann anders wieder.“

„Nein“, erwiderte die körperlose Stimme. „Die Mühe müssen Sie sich nicht machen. Ich kann es annehmen, was immer es auch ist. Ich sehe sie später.“

Whit wartete, aber die Kramerei ging weiter.

„Eigentlich habe ich die strikte Anweisung, es ihr persönlich zu überbringen“, erklärte er und hasste plötzlich diesen Moment und die ganze Aktion.

Er war versucht, sich umzudrehen und zu gehen – in der Hoffnung, dass die Ersatz-Bibliothekarin zu langsam aufstehen würde, um ihn einzufangen. Dann kamen ihm jedoch erneut die Schulsekretärinnen und ihr unerträgliches, begieriges Mitgefühl in den Sinn – dass sie sich vorstellten, er sei zu sehr von der Trauer geschwächt, um in eine normale menschliche Interaktion zu treten. Nein, danke.

„Ich versichere Ihnen“, sagte die Stimme, „was es auch ist, ich werde es ihr geben.“

„Ich kann wirklich ni-“

Unter dem Tresen gab es einen lauten Rums, dem ein Ächzen und ein Geräusch wie wimmerndes Holz folgte.

„Alles okay da unten?“, fragte Whit die körperlose Stimme, während er verunsichert und verlegen den nächsten baumelnden Stern anstarrte.

„Nein“, stöhnte die Stimme, und gleich darauf brach sie in eine Flut von Worten aus – wie eine Achterbahn, die gemächlich den Scheitelpunkt erreicht, um sich im nächsten Augenblick mit Wucht hinabzustürzen. „Diese Kinder stopfen die Bücher einfach hier rein. Aber es ist nicht wirklich ihre Schuld, denn die Buchrückgabe ist schmaler, als man annehmen würde, und Kinderbücher haben manchmal so merkwürdige Formate. Ich meine … Ich habe hier ein Bilderbuch über Wurzelsysteme, das so groß wie ein Tablett aus der Cafeteria ist. Und ich frage mich einfach, welcher Lehrer es seinen Schülerinnen und Schülern erlaubt, dieses riesige Buch durch den Buchschlitz zu schieben.“

Ein weiterer Rums, ein Knacken und das Geräusch von vielen Büchern, die übereinandergleiten, gefolgt von einem weiteren, menschlicheren Aufprall. Whit reckte den Kopf noch einmal über den Tresen, und nun lag die Frau auf dem Rücken und lachte, während ihr Kopf auf eine merkwürdige Weise gegen die Rückwand schlug. Sie hielt das Buch über die Wurzelsysteme hoch.

„Ich hab’s“, sagte sie mehr zu sich selbst als zu Whit. Dann schaute sie ihn an und schien sich daran zu erinnern, dass sie nur zehn Sekunden zuvor mit jemandem gesprochen hatte.

„Alles in Ordnung mit Ihnen?“, fragte er, nachdem sie sich zunächst aufgesetzt und schließlich aufgestanden war.

Sie trug eine Brille mit einem grünen Rahmen und die Art schräg geschnittenen Pony, die Whit schon immer gemocht hatte. Er nahm ihre breiten Hüften zur Kenntnis, und ihm fiel auf, dass dies das erste Mal seit wer weiß wie lange war, dass er sich mit einer fremden Frau, die etwa in seinem Alter war, unterhielt. Dann fiel ihm das Schlüsselband auf, das sie um den Hals trug und das mit einigen Ansteckern verziert war. Einer war ein Turmfalke mit einem Löffel in seinem Schnabel. Ah. Sie war also ein Fan von Helen.

„Mir geht’s gut“, antwortete sie, platzierte das große Buch vor sich auf dem Tresen und fing an, am Computer rumzufummeln, vermutlich, um die Rückgabe einzutragen. „Dann“, sagte sie in Richtung Computer, „erzählen Sie mir mal von dem geheimnisvollen Paket, das nur meine Mutter annehmen darf.“

„Oh. Ihre Mutter.“ Irgendetwas daran ergab Sinn. Diese Frau sah zwar nicht aus wie Mrs. Pryor, und sie zog sich keinesfalls so an wie die alte Dame, die immer in Schals gehüllt war und lange Perlenketten trug wie eine pensionierte Sopranistin. Aber sie hatte etwas an sich, eine Art leise, beinahe fiebrige Unruhe. Wie ihre Mutter schien sie weder aufdringlich noch laut zu sein, und doch vermittelte sie den Eindruck, sie könne von jetzt auf gleich auf einer Bühne auftreten, wenn es nötig sein sollte.

„Ja“, erwiderte sie und sah ihn zum ersten Mal an, „meine Mutter. Ich bin gerade erst zurück in die Stadt gezogen, und schon lässt sie mich für sich einspringen. Kinderarbeit.“

Sie sagte das leichthin, ließ es wie einen Witz klingen, den ihre Mutter tatsächlich hören könnte. Ihr Blick war inzwischen wieder auf den Computer gerichtet, und Whit kam sich vor wie der uninteressanteste Mensch auf der ganzen Welt.

„Sie sehen also“, fuhr sie fort, „was immer es auch ist, sie können es mir wirklich geben.“

Whit überreichte ihr das Paket. Dabei wippte er in seinen Stiefeln vor und zurück, vor und zurück. Helen würde es natürlich niemals erfahren. Und diese Frau – ihr Namensschild wies sie als MS. PRYOR, VERTRETUNG aus – kam in der Reihenfolge direkt nach ihrer Mutter, die auf unbestimmte Zeit erkrankt war. Whit würde sicherlich nicht danach fragen.

„Okay“, sagte er schließlich. „Na gut. Es ist … Hier ist es. Sie dachte …“

Er verstummte allmählich, während er das Paket behutsam

vor sich auf den Tresen legte und noch einmal leicht mit der Hand darauf klopfte. Er ließ die verschränkten Finger einen Moment an der Taille ruhen, dann besann er sich eines Besseren und schob das Paket schließlich ganz über den Tresen hinweg zu Ms. Pryor.

Sie schaute ihn an, als hätte er gerade ganz ohne Hilfe Macarena getanzt. „Danke", entgegnete sie und unterdrückte ein Lachen.

„Es ist ein Geschenk von meiner Frau. Sie dachte, dass die Bibliothek sich vielleicht darüber freuen würde. Stellen Sie es einfach irgendwohin."

Ms. Pryor beobachtete ihn immer noch, nickte und lächelte wie eine Babysitterin, die sich über ein plapperndes Kind amüsierte.

„Okay", sagte er erneut und wandte sich zum Gehen. „Aber … Oh …", fügte er hinzu, hob einen Finger und drehte sich noch einmal um, als er sich an Helens andere Bedingung erinnerte. „Es wäre vollkommen in Ordnung für sie, wenn die Schule es verkaufen oder in einer Auktion versteigern würde oder was auch immer. Falls Geld gebraucht würde für … Ich weiß nicht … Für eine neue Turnhalle vielleicht. Obwohl … Es gibt sicherlich auch andere Wege, um an einem Ort wie diesem an Geld zu kommen, oder? Und wenn ich so darüber nachdenke … Eine Turnhalle wäre irgendwie deprimierend. Vielleicht eher ein neuer Kunstraum. Ein Musikzimmer. Ein Konzertsaal? Sie verstehen schon, was ich meine."

Er plapperte vor sich hin, und was auch immer Ms. Pryor eben getan hatte, als sie sich über die Bücher in der Buchrückgabe ausgelassen hatte – es war etwas anderes gewesen. Das waren ihre innersten Gedanken gewesen, artikuliert wie ein Monolog für irgendein Publikum, das zufällig zuhörte. Sein Geschwafel – Whit wusste das – ähnelte eher dem nervösen Gelaber eines traurigen Witwers. Eine Rolle, die er nicht gern

spielte und die ihm – aus irgendeinem Grund, den er nicht nachvollziehen konnte – gerade besonders unangenehm war.

„In Ordnung", entgegnete Ms. Pryor, und in diesem Moment schaute sie auf das Paket hinunter.

Er wusste, welche Worte sie las, denn er hatte sie monatelang auf dem Beifahrersitz seines Wagens herumkutschiert: Für die magischste Bibliothek, die es gibt. Mit meiner ganzen Zuneigung und Wertschätzung. Tschüss, Helen.

Behutsam packte die Vertretungsbibliothekarin das Paket aus, und ihre kleinen Hände behandelten es mit besonderer Vorsicht, ganz so, als wäre sie jemand, der Bücher (es war ein Buch) ehrfürchtig behandelte und oft welche in den Händen hielt.

Das Cover war unauffällig. Es war lediglich eine Erstausgabe des ersten Buchs der Greenwood-Castle-Saga: Die Tür in der Gartenmauer. Als Ms. Pryor das Buch jedoch aufschlug, war die Titelseite unterschrieben mit:

Helen Albright Longacre

Sie blickte zu ihm auf. Ihr Mund stand ein wenig offen, und ihre Augen waren nun verengt.

„Es gibt noch mehr", sagte Whit und wies sie mit der Hand darauf hin, dass sie weiterblättern solle.

Sie tat es, und ihre Augen weiteten sich hinter der grünen Brille, während sie Seite um Seite mit den handgeschriebenen Anmerkungen betrachtete, die alle von einer der berühmtesten Fantasyautorinnen der englischsprachigen Welt eingetragen worden waren.

„Aber woher hat sie …?"

Ms. Pryor sah ihn erneut an, und Whit war selbst überrascht, dass er lachte.

„Was? Woher sie das hat? Sie hat es selbst gemacht. Sie hat

das geschrieben.“

Ms. Pryor schaute wieder auf das Buch, dann zu ihm hoch. „Sie …?“

„Sie hat die Widmung und die Anmerkungen selbst geschrieben. Und das Buch.“

In Ms. Pryors Gesichtsausdruck spiegelte sich eine Erkenntnis wider: dass seine Frau die Autorin der Greenwood-Castle-Bücher war, Helen Albright Longacre, die vor etwas mehr als einem Jahr auf die alltäglichste Art und Weise gestorben war – an unentdecktem Krebs in Stadium IV. Was ihn zum hinterbliebenen Ehemann machte, der ihrer Mutter, der Bibliothekarin, ein wertvolles Geschenk überreichte.

In ihren Augen lag plötzlich eine eigene, wärmere Lebendigkeit, ganz anders als das routinierte Funkeln der Damen im Sekretariat. Whit schien es, als drücke ihr Blick echtes Mitgefühl aus. Doch dann setzte sie eine entschlossene Miene auf und widmete sich abermals dem Buch.

„Das ist unglaublich“, sagte sie. „Das ist …“ Sie endete mit einem ehrfürchtigen Seufzen.

Whit zuckte mit den Schultern. Wie sollte man auf so etwas antworten?

„Also …“, sagte er, weil ihm klar wurde, dass Ms. Pryor, das Fangirl, sich die Anmerkungen womöglich gern ansehen würde, ohne dabei vom Ehemann der verstorbenen Autorin beobachtet zu werden. „Bitte stellen Sie sicher, dass Ihre Mom schnellstmöglich davon erfährt. Helen dachte, dass sie sich darüber freuen würde.“

„Machen Sie Witze? Sie wird sterben.“

Whit lächelte sanft, und dann wurde Ms. Pryor bewusst, was sie gesagt hatte, und dann wurde Whit bewusst, was sie gesagt hatte. Kurz machte sie den Eindruck, als wolle sie sich entschuldigen, schien es sich einen Augenblick später allerdings anders zu überlegen, und aus irgendeinem Grund fand



Whit das gut.

„Okay …“, sagte er. „Danke Ihnen. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag.“

„Danke Ihnen“, erwiderte Ms. Pryor, bevor sie in den Anmerkungen versank, die Helen auf ihrem Chemo-Stuhl zu der und der Elfe und dem und dem Hexer geschrieben hatte.

Whit raffte sich auf, um sich ihr erneut zu stellen – Der Monumentalen Aufgabe, die ihn immer wieder überwältigte. In der vergangenen Stunde hatte er es erfolgreich vermieden, an sie zu denken – und das war eine viel längere Pause als üblich.

Aber zunächst waren da noch die Schulsekretärinnen, mit denen er fertigwerden musste. Und ihm kam der überraschende Gedanke, dass ein dampfender Nudelauflauf vor seiner Tür vielleicht gar nicht so schlecht wäre.

Dienstage waren Schreibgruppentage, was gleichermaßen wunderbar und grauenvoll war. Wundervoll natürlich, weil Schreiben eine einsame Kunst war, und die Tatsache, dass er sich mit Gleichgesinnten zusammentun konnte, war lebenswichtig für Whit. Vor allem, weil sie in anderen Genres schrieben und daher keine Konkurrenz, sondern kreative Kollegen waren. Aber Schreibgruppentage waren auch schrecklich und unerquicklich, denn sie bedeuteten, ein wenig von dem preiszugeben, was man seit dem letzten Treffen geschrieben hatte – und zu benennen, welche Ziele man sich für den Tag gesetzt hatte. Anschließend würden sie gemeinsam schreiben. In der letzten Zeit hatte das für Whit bedeutet, dass er auf seinen leeren Computerbildschirm starrte, während seine Schreibpartnerin neben ihm nur so dahingetip-tip-tippt hatte.

Als Whit auf die Carafe – das Café, in dem sich die Gruppe traf – zuging, machte er im Geist seine Liste:

Was ich seit dem letzten Treffen geschrieben habe:

1. Nichts.

Ziele für heute:

1. Verhindern, dass mich allein der Gedanke, ich könnte scheitern, völlig zerstört. Oder die Möglichkeit, dass ich nie wieder etwas Bedeutsames schreiben werde. Ganz zu schweigen von der wiederkehrenden Eingebung, dass ich vielleicht einen richtigen Beruf hätte erlernen sollen. Und an die nicht gerade geringe Wahrscheinlichkeit, dass meine Agentin und/oder Verleger mich fallen lassen werden, möchte ich überhaupt nicht denken. (Und natürlich wird das alles um ein Vielfaches verschärft durch den Tod meiner Frau und allem, was damit einhergegangen ist.)
2. Mails beantworten.

Er würde mit Ziel Nummer zwei beginnen.

Die Carafe befand sich in der Cork Street, die zwar eigentlich nicht die Hauptstraße von Whelk Harbor war, obwohl jeder in der Stadt so tat, als wäre sie es. Das lag an ihrer Niedlichkeit. Die Bürgersteige aus Backstein wurden von Buchen gesäumt, und in etwa einem Monat würde die Straße mit bunter Weihnachtsbeleuchtung und Tannengrün geschmückt sein. Rote Schleifen würden sich um die Laternenpfähle schlingen, sich in Bögen über die Türrahmen spannen und in den Schaufenstern der Boutique, der Bäckerei, des Buchladens, des Bistros und der Eisdiele prangen, die allesamt die weißen Gebäude im Kolonialstil mit ihren schwarzen Dächern bezogen hatten. Die Kirche und das Rathaus, ebenso die Bank und ein Maklerbüro standen in der Cork Street, die gern für winterliche Spaziergänge (mit einem Pappbecher mit heißer Schokolade in der Hand) oder im Sommer für Radtouren in Schwimmsachen (Handtücher wurden um den Hals geschlungen und hingen an Strandtaschen) genutzt wurde. Heute standen die Bäume an der Schwelle zum Oktober, wechselten ihr Kleid von Grün zu Orange, Gelb und Rot, und jede Türschwelle, jede Treppe war vollgestellt mit warzigen runden Kürbissen und schlanken, lang gestreckten Zierkürbissen.

Vor der Carafe begrüßte ihn sogar eine Vogelscheuche. Das Café – noch recht neu in der Stadt – hatte ein ehemaliges Sonnenbrillengeschäft übernommen, das einen ehemaligen Videoverleih übernommen hatte, und einst – irgendwann, in ferner Vergangenheit – hatte das Gebäude einem Schmied gehört. Anfangs hatte es unter den Einheimischen ein wenig Gerede darüber gegeben, dass ein Café nur der Versuch sei, den Touristen zu gefallen, weil das Bistro und die Bäckerei bereits ein ähnliches Angebot wie ein Café

hätten. Der erste Stadtrat hatte sogar versucht, bei der großen Eröffnung eine Demo auf die Beine zu stellen. Aber die Besitzer – liebenswerte Menschen, die ihr Leben lang in New England gewohnt hatten – hatten die mickrige Gruppe der Aktivisten sowohl mit Kaffee und Scones aus der Bäckerei als auch mit Frühstücks-Sandwiches aus dem Bistro versorgt, und zwar gratis. Unnötig zu erwähnen, dass der Protest mit ein paar wohlgenährten, zufriedenen Seufzern beendet worden war. Und inzwischen war das Café – mit seinen Steinplattenböden und dem stets wärmenden Kamin, dem anhaltenden Brummen von Chet-Baker-Standbys und den ordentlichen Regalen mit einem kleinen Angebot von regionalen Produkten – zu einem symbiotischen Partner im Ökosystem der Stadt geworden.

Willa erwartete Whit auf der Bank in ihrer Stammecke. Sie trug ein dickes Pulloverkleid mit Rollkragen in der Farbe von Sackleinen, ihr dunkles Haar war zu Bantu-Knoten gedreht.

Ihre Schreibgruppe war im Laufe der Jahre mehr und mehr geschrumpft, bis am Ende nur noch sie beide übrig geblieben waren.

„Hallo Whitacre“, sagte sie und nutzte den Spitznamen, den er hasste.

Sein vollständiger Name war Whitman, nicht Whitacre, selbstverständlich, wollte er sagen, denn wie würde sich das bitte anhören? Whitacre Longacre?

Er nickte dem Barista zu, der ihn kannte und gleich mit dem üblichen Getränk aufkreuzen würde. Whit zwängte sich auf die Bank gegenüber von Willa.

„Hallo Wilhelmina“, begrüßte er sie und nannte ihren vollständigen Namen, den sie ebenso hasste. „Wie läuft's?“

„Ach, du weißt schon …“, antwortete sie und hob die Finger von ihrem Laptop, um sie verschränkt hoch über

den Kopf zu strecken. „Es ist quälend und trostlos, und ich habe das Gefühl, als hätte ich in meinem ganzen Leben niemals etwas Gutes geschrieben und würde das auch niemals tun. Also das Übliche.“ Sie lächelte.

Willa hatte für ihre lyrische literarische Belletristik schon viele Preise bekommen. Sie war - sowohl was die Kritiken als auch was das Finanzielle anging - weitaus erfolgreicher, als Whit es jemals gewesen war. Aber es war schön zu wissen, dass sie beide kämpfen mussten. Allerdings endeten ihre Kämpfe offensichtlich mit Buchverträgen, die ihr sechsstellige Summen einbrachten, und zweiten Auflagen mit goldglänzenden Aufklebern auf dem Umschlag, während seine Kämpfe einfach nur … weitergingen.

Whit klappte seinen Laptop auf und loggte sich ein. Als er sah, dass die Anzahl der ungelesenen E-Mails im Posteingang seinem Alter ziemlich nahekam, streckte er die Hand aus und klappte ihn umgehend wieder zu.

Willa lachte.

„E-Mails?“

„E-Mails“, antwortete Whit und seufzte, während er sich mit der Hand durch den Bart fuhr, „und E-Mails und E-Mails.“

„Helens Leute oder deine?“

Whit lachte.

„Natürlich Helens.“ Ihre Agentin, ihre Lektorin, sogar Superfans, deren Hingabe bereits an Besessenheit und Wahn grenzte.

„Hast du deine E-Mail-Adresse schon von der Website genommen?“

„Habe ich, doch die Fans mailen weiterhin. Ich befürchte, sie steht irgendwo auf Reddit oder so.“ Whit seufzte.

Helens Fans waren normalerweise sehr freundlich – und sehr traurig. Die meisten von ihnen schickten Beileidsbe-

kundungen, aber einige von ihnen taten etwas, das Whit widerlich fand: Sie verglichen ihre Trauer indirekt mit seiner.

„Normalerweise macht mir das nicht aus. Es stört mich nur, wenn sie sich verhalten, als wäre ihr Verlust genauso groß wie meiner – denn obwohl sie sie nicht kannten, haben sie ein paar Bücher gelesen."

Whit hörte, wie die Worte aus seinem Mund kamen, und war überrascht, wie kühl sie klangen und sich anfühlten. Heute kein Zusammenbruch – das war gut.

Willa nickte. Sie hatte ihn das schon öfter sagen hören.

Whit zuckte mit den Schultern, um seinen Dank auszudrücken. Es war schön, verstanden zu werden.

„Und was wollen die Verlagsleute?"

Whit schloss die Augen. „Was schon …"

„Den voraussichtlichen Abgabetermin des Buchs?"

„Immer das Buch."

Nach ihrem Tod hatte Helen alle – inklusive Whit –geschockt, indem sie ihm in ihrem Testament ihr Buch „vererbt" hatte – wenn man das so nennen konnte. Es war einer ihrer letzten Wünsche (neben dem Stipendienfonds für die Foothills School), dass Whit derjenige sein sollte, der das fünfte und letzte Buch ihrer berühmten Serie zu Ende schrieb. Helens Bücher waren Fantasyromane, die in einer komplexen, diversen Welt voller Magie und Hofintrigen spielten. Whit schrieb Kriminalromane, und das, was Fantasy in seinen Büchern am nächsten kann, war die hohe Erfolgsquote seiner Ermittler. Helens Bücher handelten von drei halbmagischen Kindern: einer Halb-Elfe, einem Halb-Riesen und einer Halb-Fee. Die Kinder in Whits Büchern waren meistens die ermordeten Opfer.

Es war von Anfang an selbstverständlich gewesen, dass Whit Helens Testamentsvollstrecker sein würde, und er

hatte erwartet, der Inhalt würde nichts Ungewöhnliches, nichts Aufregendes enthalten. Sie hatten vor langer Zeit vereinbart, ihre Testamente und Bankkonten zu trennen – einfach, weil sie praktisch gedacht hatten und Dinge wie Urheberrechte kompliziert werden konnten. Und sie hatten auch vereinbart, dass Helen das gesamte Vermögen von Whit erhalten würde – und umgekehrt. Daher hatte das Lesen des Testaments, dessen Inhalt er mehr oder weniger kannte, in den Tagen nach Helens Tod nicht sonderlich weit oben auf seiner Prioritätenliste gestanden.

Annie hatte so schnell wie möglich wieder in die Schule gehen wollen, und so saß Whit nach dem Absetzen im Wagen und fuhr los – wie ein Automat, der seiner Programmierung folgte. Im Radio lief Steely Dan, und er dachte an nichts – er hatte seit einer Ewigkeit an nichts gedacht –, als der Anruf ihn aufschreckte. Es war Helens Anwalt im Ort, der ihn bat, bei Gelegenheit vorbeizukommen. Er fuhr direkt dorthin.

Die Einzelheiten der Besprechung waren inzwischen verschwommen. Er erinnerte sich daran, dass man ihn über die Pflichten bezüglich des Stipendienfonds informiert hatte und über die finanzielle Spende für das MFA-Programm, bei dem sie sich kennengelernt hatten, als sie ihren Master gemacht hatten. Das mit Anmerkungen versehene Buch war nicht erwähnt worden, da das ein spontaner Entschluss auf Helens Krankenbett gewesen war. Und als der Anwalt schließlich die Worte „literarischer Nachlass" ausgesprochen hatte, hatte Whit nicht mehr als ein paar Details zu den Tantiemenzahlungen und darüber, wer welches Urheberrecht innehatte, erwartet. Aber dann war die Bombe geplatzt. In den ersten Tagen von Helens Krankheit hatte sie ihren Buchvertrag ändern lassen. Nun stand in trockener Juristensprache darin, dass das fünfte Buch von Helen ver-

fasst werden würde, sofern sie dazu in der Lage wäre, andernfalls würde ihr Erbe über einen Nachfolger oder eine Nachfolgerin entscheiden.

Sie war nicht mehr dazu imstande gewesen, das Buch zu beenden. Und Whit hatte es gewusst, natürlich hatte er es gewusst – allerdings in derselben Art und Weise, wie er gewusst hatte, dass sie Annies Abschluss nicht mehr erleben oder ihren zwanzigsten Hochzeitstag feiern würde. Es war nichts gewesen, was er hätte in Ordnung bringen können.

Doch dann war das Testament gekommen, und neben der Tatsache, dass sie ihren Ring Whits Schwester und die Familienerbstücke ihren Cousinen vermacht hatte, war Folgendes erwähnt worden: Ich betraue meinen Mann, Whitman Howard Longacre, mit der Vollendung des fünften und finalen Romans der Greenwood-Castle-Saga unter Einsatz aller Hilfsmittel, die er für nötig und angemessen erachtet.

Danach – so war es Will wenigstens vorgekommen – war er vom Anwaltsbüro in sein Auto teleportiert worden, und plötzlich hatte er sich auf der Straße Richtung Heimat wiedergefunden. Irgendwann hatte er in einer grasbewachsenen und von Bäumen umgebenen Nische angehalten, die hauptsächlich von Wanderern und Mountainbikern als Parkplatz genutzt wurde. Seine klarste Erinnerung war, dass sein Kopf wie von selbst auf das Lenkrad gefallen war und dass alles – die Trauer über Helens Verlust, die erdrückende Schwere und absolute Erschöpfung wegen seines Daseins als Single-Dad und jetzt diese neue Sache – ihn runterzuziehen schien, wie eine Million kleine Gewichte, die ihn emsig durch den Autoboden und unter die Erde, die sich darunter befand, hatten zerren wollen.

Das war Die Monumentale Aufgabe, die auf ihm lastete. Immer und überall. Ausgerechnet er war dazu bestimmt,

eine beliebte Serie zu Ende zu schreiben, an deren Entstehung er nie beteiligt gewesen war. Er sollte Millionen Lesende überraschen, erfreuen und befriedigen, ein eigentlich unmögliches Finale doch noch sicher landen – den Fans zuliebe, ja, aber auch für Helen. Helens Lektorin schickte ihm übermäßig enthusiastische, vorsichtig formulierte E-Mails, in denen sie sich nach seinem Fortschritt und seiner Vision erkundigte und Wörter wie Finale benutzte. Ihre Agentin war freundlicher, obwohl sie dauernd anbot, ihn mit den Tolkien-Leuten zu vernetzen, womit sie die Leute meinte, die noch von denen übrig waren, die Christopher Tolkien geholfen hatten, die Mittelerde-Bücher seines Vaters fertigzustellen.

Es war allerdings nicht so, dass Whit nur ein bisschen Beratung oder Orientierungshilfe benötigte. Er brauchte jemanden, der ihm beibrachte, wieder zu schreiben. Er konnte nicht einmal mehr die Dinge tun, die er eigentlich beherrschte. Seit Helen krank geworden war, hatte er versucht, drei Krimis zu schreiben – zwei mögliche Fortsetzungen und einen Einzelroman –, und alle waren abgeklatschter, lebloser Müll gewesen. Nicht einmal er hatte sich dafür interessiert, wer die Morde begangen hatte. Außerdem hatte er sich an einem aktuellen literarischen Thema ohne jegliches Blutvergießen versucht, aber der Text hatte von einem Witwer und seiner Tochter gehandelt, und jedes Wort, das er getippt hatte, hatte ihm Übelkeit verursacht.

Viel schlimmer, als bei seinem eigenen Schreiben zu scheitern, war allerdings die Erfahrung, sich hinzusetzen, um an Helens Buch zu arbeiten. Sowohl seine kognitiven als auch seine feinmotorischen Fähigkeiten hatten offenbar seinen Körper verlassen. Er konnte nicht tippen. Er konnte sich an nichts aus den ersten vier Büchern der Serie erinnern, obwohl er sie alle gelesen hatte. Darin gab es so viel Zeug.

Jeder einzelne Band war fast doppelt so lang wie sein längster Roman, und jedes Buch war auf einem komplexen magischen System und einer undurchschaubaren Gesellschaftsstruktur aufgebaut, und ständig gab es Anspielungen auf Helens Novellen und die Theorien ihrer Fans. Und neben alledem hatte er das ungute Gefühl, dass Helen von der ersten Seite des ersten Buchs an gewusst hatte, wie die Saga enden würde.

Er hatte ein paar Tabellen und ein halb ausgewischtes Whiteboard in ihrem Arbeitszimmer vorgefunden, aber die wirklich schockierende Tatsache, die niemand glauben konnte – einschließlich ihrer Lektorin, ihrer Agentin und Whit selbst –, war die: Nirgendwo hatte sie das vorgesehene Ende der sich über Jahre hinziehenden Geschichte notiert. Helen hatte es nicht mit den Verlagsleuten abgesprochen – so bedingungslos war ihr Vertrauen in sie gewesen, und so privat ihr Schreibprozess. Whit hatte ihren Computer durchsucht, die Schubladen in ihrem Schreibtisch, ihr Auto, ihren Nachttisch – und nichts gefunden. Es gab nicht mal einen Titel, an dem er sich orientieren konnte.

„Hat sie jemals erwähnt …?“, begann ihre Lektorin Shreya die gelegentlichen Telefonate.

„Nein“, antwortete Whit dann immer und seufzte. „Sie hat nie viel von dem erzählt, woran sie gerade geschrieben hat. Normalerweise haben wir immer erst darüber gesprochen, wenn sie mit der ersten Runde durch war.“

Und selbst während dieser Unterhaltungen waren Helen und er nicht besonders ins Detail gegangen. Sie hatten in verschiedenen literarischen Welten gelebt: Seine Bücher waren für Erwachsene, ihre für Kinder und Jugendliche (und – daran hatte sie ihn immer erinnert – für Frauen in den Zwanzigern und Dreißigern). Unsinn, sie hatte für jedermann geschrieben, während er für Menschen schrieb,

die sich Arthouse-Filme ansahen, und für die eine Frau bei der Los Angeles Review of Books, die seine Werke meistens okay fand. Helens Bücher waren von einer heimeligen Magie durchdrungen, bevölkert von einem dunklen, doch bezwingbaren Bösen und getragen von einer unvergleichlichen, wie in einem einzigen, glückhaften Augenblick eingefangenen Greenwood-Castle-Atmosphäre – während Whits Bücher düster und verregnet waren. Manchmal war der Kriminalfall erst gelöst worden, nachdem eine beliebte Figur gestorben war, und ein paarmal hatte es überhaupt keine Aufklärung des Falls gegeben.

Warum also er? Diese Frage war es, die ihn wirklich quälte. Abgesehen von der Tatsache, dass sie verheiratet gewesen waren und einander geliebt hatten – früher sehr leidenschaftlich –, fiel ihm kein einziger guter Grund ein, warum sie ihm diese Aufgabe überlassen hatte. Er war ratlos, und außerdem empfand er eine jähe Wut – wenn er es überhaupt einmal fertigbrachte, die Schale zu öffnen, die seine Gefühle üblicherweise verbarg. Wie hatte sie ihm das antun können? Warum hatte sie es ihm nicht gesagt? Warum hatte sie so viel für sich behalten?

Willa hustete und zog damit Whits Aufmerksamkeit von seinem zugeklappten Laptop auf sich. Sie musterte ihn skeptisch.

„Hi“, sagte sie. „Darf ich dir eine furchtbare Frage stellen?“

Ihm wurde flau, wie immer, wenn er ahnte, dass jemand drauf und dran war, Helen zu erwähnen. Dennoch er sagte nur: „Natürlich.“

„Wie läuft es derzeit mit der Schreiberei?“

Erleichtert tat Whit so, als würde er erschossen.

Willa lächelte.

„Es läuft gar nicht“, gab er zu. Wieder einmal. „Tag für

Tag nur eine leere Datei.“

„Hast du mal versucht, mit der Hand zu schreiben?“

„Ja.“

„An anderen Orten?“

„Ja.“

„Zu einer anderen Tageszeit? Abends statt morgens, so was?“

„Ja, Willa.“

Sie nickte und dachte kurz nach. „Ich habe eine Freundin, die sich immer eine Kerze anzündet, wenn sie mit dem Schreiben anfangen will. Sie meint, das bringt sie in die richtige Stimmung und sagt ihrem Gehirn, dass sie den ‚Schreibort‘ betreten hat.“

„Das ist aber ziemlich esoterisch von dir.“

„Nicht von mir“, korrigierte Willa ihn und hob einen Finger. „Meiner Freundin. Hast du mal versucht, in Comic Sans zu tippen?“

Zum ersten Mal schlich sich Verärgerung in Whits Stimme. „Habe ich was?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Ist so ein Ding. Die Leute im Internet behaupten, dass sie dann schneller tippen können.“

Whit presste die Fingerspitzen vor dem Mund zusammen und atmete tief ein.

„Ich glaube nicht, dass wir schon so verzweifelt sind.“

Willas Blick sagte alles. Ich glaube, dass wir ziemlich nah dran sind, so verzweifelt zu sein.

Ein kalter Luftzug durchzog das Café, als die Tür geöffnet wurde, und Willas verständnisvoller Blick wurde plötzlich furchtsam.

„Er kommt.“

Whits Ärger schoss in die Höhe. Bevor er sich umdrehte, um nachzusehen, wer gekommen war, wusste er bereits,

dass es Ian Hoult war. Ian der Schreckliche.

Der Blick des Mannes glitt träge durch den Raum, bis er schließlich auf Willa und Whit zur Ruhe kam. Dann setzte er sich demonstrativ zögerlich in Bewegung – als hätten sie ihn gegen seinen Willen herbeigewinkt, statt krampfhaft jeden Blickkontakt zu vermeiden.

Whelk Harbor war eine Kleinstadt mit einer großen Anzahl von Schreibenden pro Kopf. Ian war das dritte von drei (ehemals vier) Mitgliedern der Schreibgruppe. Whit hatte mehr als einmal davon geträumt, sich mit ihm ein Kopf-an-Kopf-Rennen auf der Shortlist des National Book Award zu liefern, ihn zu schlagen und ihn anschließend mit dem spitzen Ende dieses auspuffförmigen Preises zu erstechen. Whit würde diese Fantasie niemals laut aussprechen – nicht nur wegen der Gewalttätigkeit des Tagtraums, sondern auch, weil sowohl er als auch Ian wussten, wer einen solchen Showdown tatsächlich für sich entscheiden würde. Wenn einer von ihnen der Liebling der Kritiker war, dann sicher nicht der Krimiautor, sondern der Verfasser von gründlich recherchierten Romanen, in denen berühmte und freudlose Figuren auf dreihundert Seiten ambivalente und/oder skrupellose Dinge taten.

Es hatte mal eine Zeit gegeben, in der die Schreibgruppe aus Whit, Helen, Willa und Ian bestanden hatte. Eine ganze Weile hatte es sich so angefühlt, als würden sie sich alle gemeinsam abrackern, und sogar als sie Agenten und Buchverträge bekommen hatten, hatten sie es zusammen durchgestanden. Ian war auf unaufdringliche Weise klug. Er schien es gewöhnt zu sein, übersehen zu werden, und das hatte ihm eine Art liebenswerte Spitzzüngigkeit verliehen. Aber dann hatte er mit seinem zweiten Buch – einem literarischen historischen Roman mit dem Titel Und nun müssen wir Abschied nehmen – den PEN/Faulkner Award gewon-

nen. Es hatte eine große Lesereise gegeben und die Verpflichtung, „Presse zu machen“, wie Ian ihnen immer wieder erzählt hatte, jedes Mal in einem Ton, als würde er es bedauern. Infolgedessen hatte er aufgehört, bei ihren wöchentlichen Treffen aufzuschlagen, und obwohl die anderen drei Enttäuschung geheuchelt hatten, waren sie eigentlich erleichtert gewesen. Der Erfolg war dem Mann zu Kopf gestiegen.

Ian hatte nun ihren Tisch erreicht und zuckte mit dem gesamten Körper, weil sein ganzes Leben zu einer falschen Entschuldigung geworden war. Er zog sich inzwischen an, als hätte er die Definition von verwahrlost gelesen und würde sie als Leitfaden für seine alltägliche Kleiderwahl nutzen. Sein Leinenhemd schien als Übungsmaterial für Seemannsknoten hergehalten zu haben. Seine braune Jeans hatte an zwei Stellen Flecken, und an den Füßen trug er furchtbare Birkenstock-Clogs. Das braune Perlenarmband und die etwas zu langen, dunklen, zerzausten Haare standen dermaßen im Widerspruch zu seiner stetig wachsenden Eitelkeit, dass der Mann Heuchelei förmlich ausstrahlte.

„Hier seid ihr“, sagte Ian in seiner trägen Art. „Meine schreibenden Waffenbrüder. Das Leben des Geistes.“

Nach dieser unlogischen Aussage gab er eine peinliche Solidaritätsbezeugung zum Besten, indem er zwei Fäuste in die Luft streckte.

„Wie läuft es bei den ‚lyrischen Wunderkindern‘?“

Er zitierte diese Worte oft in Willas Gegenwart und konnte dabei seinen Neid kaum verstecken. Sie stammten aus einer Rezension über einen ihrer ersten Romane, und irgendwie schaffte er es, dass sie wie ein ironischer Fluch klangen.

Willa warf ihm ein nichtssagendes Lächeln zu. „Ach, du weißt schon …“

„Aha. Und Whit? Was machen die Zauberer?“

In Helens Buch ging es nicht um Zauberer, und Whit wusste nie so genau, ob das ein dilettantischer Versuch war, ihn zu ärgern, oder ein echter Beweis von Ians Unwissenheit.

„Denen geht‘s gut.“

Ian zog die Wangen so hoch, dass sein Gesichtsausdruck beinahe einem Lächeln ähnelte, wartete und genoss die Stille. Nach fünfzehn quälenden Sekunden sagte er endlich: „Und was ist mit Detective Fräulein Maria? Ich hoffe, sie ist nicht auf unbestimmte Zeit ins Kloster zurückgekehrt. Sie scheint nicht der Typ zu sein, der sich mit einer klösterlichen Existenz zufriedengibt.“

Ian lachte so laut über seinen eigenen Witz, dass die Leute an den anderen Tischen die Köpfe nach ihm drehten.

Whit griff nach dem Tischbein. In seinen Sister-Marguerite-Krimis gerieten Mitglieder des Klerus, meistens Briten, in kleine Dörfer, in denen es so viele Morde wie Perlen am Rosenkranz gab. Whits Bücher waren Wohlfühlkrimis mit geringem Wohlfühlfaktor. Sie waren ernsthaft (hoffte er) und fesselnd (hoffte er) und überraschend (bitte, Gott!), und sie stellten das Genre in einer erfreulichen, unerwarteten Art und Weise auf den Kopf (sicherlich taten sie wenigstens das).

Whit biss die Zähne zusammen und lächelte. „Nicht auf unbestimmte Zeit, nein. Sie nimmt sich bloß eine Auszeit, während ich das Buch für Helen zu Ende schreibe.“

Etwas an der direkten Antwort – die Erwähnung von Helen und ihrer Abwesenheit – schien Ian zu entwaffnen oder durcheinanderzubringen, denn er wandte den Blick ab. Aber er stand immer noch da, wartend, und schließlich nahm Willas Zwang, höflich zu sein, überhand.

„Und wie geht es dir, Ian? Woran arbeitest du?“

„Oh … Na ja … Da ist natürlich das neue Buch, falls ich jemals dazu komme. Der Arbeitstitel lautet Standardabweichungen. Es handelt von Mathematikerinnen und Mathematikern. Ich versuche, einen Bogen von Ada Lovelace über Sofja Kovalevskaja bis hin zu Benoît Mandelbrot zu schlagen."

Es hatte ihm ganz offensichtlich große Freude bereitet, „Kovalevskaja" perfekt zu betonen. Nun winkte er ab. Vermutlich war er der Meinung, das sei alles zu kompliziert, als dass Whit und Willa dem folgen könnten.

„The Atlantic will allerdings, dass ich etwas über den Kurs schreibe, den ich dieses Semester am Plymouth College gebe, und das nimmt meine gesamte Zeit in Anspruch."

Er schien eine Pause einzulegen, damit sie ein Zeichen der Bewunderung oder Ehrfurcht zeigen konnten, doch diesmal weigerte sich sogar Willa, den Köder zu schlucken.

„Jetzt", sagte er völlig unbeeindruckt, „hole ich mir eben einen Becher Kaffee. Ich bin gerade auf dem Weg, um einem Kreatives-Schreiben-Kurs an der Highschool einen Besuch abzustatten. Ich wünschte, ich hätte Nein gesagt, aber die Lehrerin ist eine alte Freundin meiner Mutter. Und nun … ruft die Pflicht."

„Oh, wie toll", sagte Willa und wollte damit den Fortgang der Dinge vermutlich beschleunigen. „Gut … Dann viel Spaß. Und viel Glück bei alledem."

„Ja danke. Also …" Eine weitere lange, unbewusste Pause und dann, endlich: „Schönes Schreiben, Freunde."

„Dir auch", erwiderte Willa und seufzte erleichtert auf, nachdem er gegangen war.

Whit lachte. Hauptsächlich, weil er daran dachte, dass Helen genau das Richtige gesagt hätte, um Ian in die Schranken zu weisen. Sie hatte schon immer besser mit Worten umgehen können



Als am Ende des Schultags in der Bibliothek das Handy klingelte, wusste Merritt Pryor, dass es ihre Mutter Kathleen war, die nachhören wollte, wie die Vertretung gelaufen war. Am vorherigen Tag hatte Kathleen ihrer Tochter ständig Nachrichten geschrieben, weil sie sich zu Hause gelangweilt hatte. Sie hasste es, nicht in der Schule sein zu können. Also hatte Merritt hin und wieder zurückgeschrieben und von bestimmten Klassenbesuchen berichtet, ein paar Fragen zum Online-Katalog gestellt und ein paar kleine Leckerbissen vom Schultratsch weitergegeben. (Mr. Llewellyn hatte versucht, Einladungen für eine Halloween-Party auszudrucken, zu der niemand aus der Schule eingeladen werden sollte, und war erwischt worden, weil es einen Papierstau gegeben hatte. Ein Viertklässler hatte in einer Toilettenkabine festgesteckt, während seine Schuhe sich zwei Kabinen weiter befunden hatten.) Heute hatte sie

die Nachrichten ihrer Mutter allerdings ignoriert. Sie war beschäftigt gewesen. Sehr beschäftigt.

„Du hast mir nicht zurückgeschrieben“, sagte Kathleen, und ihre Stimme troff vor gespielter Beleidigung.

„Ich weiß. Tut mir leid“, erwiderte Merritt und steckte ihre Sachen, die noch auf dem Ausgabetresen lagen, in ihre Tragetasche vom National Public Radio. „Ich bin in ein paar Minuten zu Hause.“

„Ich hatte gehofft, dass du auf dem Heimweg noch was zum Abendessen besorgen könntest.“

„Na klar“, sagte Merritt und hörte ihrer Mutter zu, die sie bezüglich der Qualität des Wirsings instruierte, den sie mitbringen sollte, und ihr die Marke der Linsen nannte, die sie bevorzugte. Sie war eigentlich schon dabei, aufzulegen, als die Frage aus Merritts Mund sprang. „Mom, kennst du Whit Longacre?“

Schon seit er gegangen war, versuchte Merritt, sich daran zu erinnern, was sie über den Mann wusste. Ihr war klar gewesen, dass er existierte, so, wie sie wusste, dass Dolly Parton irgendwann einen sehr netten Ehemann irgendwo im Hintergrund gehabt hatte. Sie wusste, dass Helen Albright Longacre mit einem Krimiautor verheiratet gewesen war und dass seine Bücher literarischer und experimenteller als die üblichen Agatha-Christie-Krimis waren. Als Kathleen Merritt erzählt hatte, dass das Kind der Longacres nun zur Foothills School ging, war Whits Name natürlich gefallen, doch Merritt hatte sich nur für den unangefochtenen Star der Bestsellerlisten interessiert. Wie war Helen Albright Longacre? War sie „normal“? Hatte sie jemals irgendwelche Schreibtipps gegeben? Kathleen hatte nur erzählt – immer und immer wieder –, dass die Frau großzügig war, sich aber, was ihre Arbeit anging, in Schweigen hüllte. Und dann war sie gestorben. Und während die Welt

den Tod einer Autorin betrauert hatte, hatte die Foothills School den Verlust eines Mitglieds ihrer Gemeinschaft betrauert. Helen.

Irgendwann hatte es eine Pressemeldung ihres Verlags gegeben, in der der Öffentlichkeit versichert worden war, dass das letzte Buch ihrer beliebten Serie bald veröffentlicht werden könnte – dank der umsichtigen Führung ihres Ehemanns, dessen fähigen Händen sie die Fertigstellung des Werks überlassen hatte. Merritt war es egal gewesen, wer dem Manuskript den Feinschliff verleihen würde, solange es irgendwann das Licht der Welt erblicken und die Geschichte, die sie so liebte, zu Ende gebracht werden würde.

Dann war Whit heute in die Bibliothek gekommen und hatte Merritts Interesse erregt, obwohl sie den Großteil des Tages damit verbracht hatte, vollkommen in Die Tür in der Gartenmauer abzutauchen – wahrscheinlich zum vierten Mal.

Sie liebte die Greenwood-Castle-Bücher – ganz ungeniert. Es war diese Serie gewesen, die sie dazu gebracht hatte, einen Master in Kreativem Schreiben zu machen. Sie hatte alle Bücher in unglaublicher Geschwindigkeit verschlungen, hier in dieser Stadt, vor dem Kamin ihrer Eltern, wenn sie nicht bei ihrem Vater im Krankenhaus gewesen war. Sie waren ein Rettungsanker für sie gewesen, ein Seil, das in die Höhle des Lebens nach dem College baumelte. Ihr Vater hatte im Sterben gelegen, und ihre Zukunft war ein dunkles, Furcht einflößendes Rätsel gewesen. Aber was wäre, hatte sie sich gefragt, wenn ich etwas wie das hier machen könnte? Und dann hatte sie das MFA-Programm Jahre später hingeschmissen – sicherlich zu einer Zeit, als sie keine andere Wahl gehabt hatte, als genau das zu tun. Schließlich war sie wieder hier gelandet, lebte bei ihrer Mutter in einer

Stadt, in der sie niemanden kannte, und arbeitete als Aushilfe in Teilzeit. Immerhin hatte sie heute dieses Buch noch einmal lesen können.

Und diesmal war es anders gewesen. Es hatte handgeschriebene Anmerkungen gegeben. Von der Autorin. Anmerkungen dazu, welche Figuren zunächst andere Namen gehabt hatten, und zu Nebenhandlungen, die sie ausgearbeitet und dann verworfen hatte. Es gab ein Rezept für den speziellen Kuchen, den es bei jedem Festessen gab. (Merritt hatte ein Foto mit ihrem Handy gemacht.) Eine Handvoll magischer Symbole, die im Text beschrieben wurden, waren detailliert gezeichnet worden, und es gab eine ziemlich gute Skizze des berühmten Amuletts der Hauptfigur auf der Innenseite des Buchumschlags. Es war eine Enzyklopädie, die sie in Staunen versetzte.

„Oh, dieser arme Mann", antwortete Kathleen jetzt. „Die Frau so früh zu verlieren. Und dann auch noch die arme Annie."

„Annie?"

„Seine Tochter. Drittklässlerin?"

„Ach ja …", erwiderte Merritt und tat so, als wüsste sie, über welches Kind ihre Mutter sprach.

Und dann verschob sich etwas zwischen ihren Rippen. Oh. Sie hatte den ganzen Tag damit verbracht, sich über das zu freuen, was sie lesen durfte, aber nicht einen einzigen Augenblick darüber nachgedacht, warum dieses Buch in ihrem Schoß gelandet war: Eine Schülerin dieser Schule hatte ihre Mutter verloren, und nun hatte ihr Vater dieses außerordentliche Artefakt vorbeigebracht – als Erinnerung an die verstorbene Frau.

„Merritt, es war so traurig, als sie gestorben ist. Annie war gerade in die zweite Klasse gekommen. Schon davor hatte es wegen der Berühmtheit ihrer Mutter ziemlich viel

Aufmerksamkeit gegeben. Wir hatten alle so viel über sie gehört, und dann hat sich rausgestellt, dass sie so liebenswert und lustig und bodenständig ist. Und sie war sehr freigiebig mit ihrer Zeit und ihrem Geld. Dann kam jedoch die Diagnose, und plötzlich war sie tot. Es gab die Nachrichtenmeldungen und den ganzen Kram, klar, aber die arme kleine Annie und Mr. Longacre … Ich kann mir kaum vorstellen, wie es für sie gewesen sein muss, mit diesem Schicksalsschlag zurechtzukommen, mal abgesehen von diesem Brimborium."

„Das ist furchtbar", sagte Merritt und meinte es so.

„Ja wirklich. Warum fragst du?"

„Ähm … Er ist heute vorbeigekommen", antwortete Merritt und erzählte ihr dann alles über das Buch.

„Ach, du meine Güte!", sagte Kathleen, und Merritt konnte hören, dass sie lächelte. „Das ist einfach wundervoll."

„Das ist es wirklich", stimmte Merritt zu und machte sich daran, die verschiedenen Lichterketten auszuschalten.

Sie berichtete Kathleen, dass sie das Buch gelesen hatte, und von den Details, die sie erfahren hatte, und dann – als sie die Tür der Bibliothek abschloss (das Buch hatte sie sicher verwahrt dort gelassen) – landeten sie wieder bei Whit.

„Was hat er für einen Eindruck gemacht?"

„Oh, ich weiß nicht …" Merritt versuchte, sich daran zu erinnern, während sie den Flur entlang und Richtung Eingangstür ging. Er hatte ein bisschen mürrisch gewirkt, vielleicht ein wenig verschlafen, und einige Leute hätten sicherlich behauptet, dass sein Bart etwas Pflege benötigt hätte, aber sie mochte Bärte, und irgendwie sah er wirklich wie ein Elternteil aus und vielleicht wie ein Schriftsteller. „Er sah aus wie ein Schriftsteller."

Kathleen lachte. „Ja, das klingt nach ihm. Ich weiß, was

du meinst. Sah er denn traurig aus? Schwermütig?“

Merritt winkte der letzten verbliebenen Schulsekretärin zu und stellte fest, dass das Haar, von dem sie heute Morgen gedacht hatte, es sei noch nass vom Duschen, tatsächlich nur zu viel Schaumfestiger abbekommen hatte. Interessant.

„Er kam mir nicht schwermütig vor“, sagte sie, als sie draußen war.

Die Landschaft, die sich vor ihr ausbreitete, war immer noch sehr grün und neblig und gab nur unterschwellige Hinweise auf die bevorstehenden Herbsttage. Die Luft war so angenehm kühl wie die Unterseite eines Kissens, und Merritt war froh, dass sie ihren Pullover anhatte.

„Oder vielleicht ein bisschen schwermütig. Aber im Großen und Ganzen schien er … Ich weiß nicht … Er hat sich ein bisschen merkwürdig verhalten. Und er hat ein wenig gezögert, bis er damit rausgerückt ist, wer er ist und in welcher Beziehung er zu seiner Frau steht. Sein Bart sah ein bisschen zottelig aus, das schon.“

„Sein Bart?“, fragte ihre Mutter überrascht.

„Ja, sein Bart. Nicht, dass er ungepflegt wirkte oder so. Nur schüchtern. Oder irgendwie … bescheiden. Er fand mich vermutlich auch ein bisschen merkwürdig. Als er aufgetaucht ist, war ich gerade auf allen vieren und hab mich durch die Buchrückgabe gewühlt. Du brauchst wirklich ein Schild, auf dem steht, wo diese riesigen Bücher hinkommen, Mom, denn –“

„Es gab ein Schild!“, unterbrach Kathleen sie. „Ich musste es abhängen, weil jemand Brüste daraufgemalt hatte. Ich wette, dass es Preston Benson war, der – es tut mir leid, das so sagen zu müssen – ein kleiner Scheißer ist.“

Merritt lächelte. „Ich mache dir morgen ein neues Schild.“

❁

Merritts Mutter erholte sich schnell von ihrer Krankheit. Vor allem, weil es sich bei der Krankheit eigentlich um eine kleinere Augen-OP gehandelt hatte, über die Kathleen allerdings den Mantel des Schweigens gebreitet hatte. Merritt, die in ihrer Kindheit ganze zwei Monate mit Fragen zu ihrer Skoliose bombardiert worden war, während sie ein Korsett hatte tragen müssen (und das in der Middle School, das muss man sich mal vorstellen), hatte Verständnis dafür. Die Pryors waren sehr verschwiegene Menschen, wenn es um physische Leiden und Körperfunktionen ging.

Nun ging es also wie gewohnt weiter, was in Merritts Fall alles andere als gewohnt war. Sie war einen Monat zuvor nach Whelk Harbour gezogen. Mit absolut keiner Perspektive. Ihre Mutter hatte sie jedoch beharrlich darauf hingewiesen, dass sie bei Goodenough Books, dem Buchladen auf der Cork Street, anfangen könnte, weil dort jeder eingestellt würde, der – wie Merritt – bereit wäre, praktisch umsonst zu arbeiten. Kathleen hatte glücklicherweise recht gehabt.

Auf ihrem Weg zur Arbeit schlenderte Merritt heute – Kaffeebecher in der Hand, Kopfhörer in den Ohren – über den Backstein-Bürgersteig dieser absurd reizenden Straße und dachte, dass dieser Umweg in ihrem Leben vielleicht gar nicht so schlecht war. Gut, er bedeutete das Ende all ihrer Hoffnungen und Träume und den kompletten, nicht wieder rückgängig zu machenden Untergang all ihrer Ambitionen, aber immerhin war dies eine hübsche Straße. Und zumindest hatte sie endlich einen Grund, den tief indigofarbenen Mantel anzuziehen, der so aussah als hätte Rotkäppchen ihn als Erwachsene tragen können.

Das MFA-Programm in Texas war gut gewesen. Aller-

dings gab es dort keine Jahreszeiten, sondern nur hochstrapaziöse Wetterwechsel von brütend heiß zu eiskalt. Die Bäume in Texas schienen ihre Blätter alle auf einmal abzuwerfen, und als es einmal geschneit hatte – was Seltenheitswert hatte –, hatten sich die Leute so verhalten, als wäre Jesus selbst auf einem weißen Pferd zurückgekehrt, um das Ende der Welt einzuläuten. In Whelk Harbor wussten die Leute, wie man auf verschneiten Straßen fuhr.

Merritt öffnete die Glastür, betrat den Buchladen, während die charmante Glocke über ihrem Kopf bimmelte, und ging schnurstracks ins Hinterzimmer, wo eine Arbeitsschürze und Huong auf sie warteten.

Huong hatte gerade ihren Abschluss an einem College unten an der Küste gemacht und war zehn Jahre jünger und zwanzigmal cooler als Merritt. Sie wohnte bei ihren Eltern und arbeitete bei Goodenough Books, während sie „Dinge herausfand". Das hatte Huong – Kurzhaarfrisur, flauschig weißer Pullover und eine vermutlich ironisch getragene Cargohose – ihr mit ihrer Gelangweilte-Teenagerin-Stimme an Tag eins erzählt, als sie zusammen im Lagerraum gestanden hatten. Merritt hatte erwidert: „Ich auch", und die beiden Frauen hatten direkt eine Verbindung zueinander aufgebaut – auch wenn diese nicht sonderlich warmherzig war.

Es war die Wahrheit. Merritt versuchte ebenfalls, Dinge herauszufinden, und sie war – deprimierenderweise – auch wieder bei einem Elternteil eingezogen. Sie hatte in Texas etwas ausprobiert, es hatte nicht funktioniert, und jetzt wohnte sie bei ihrer Mutter in einer Kleinstadt in New England. Das Einzige, was ihr Leben davor bewahrte, in den Bereich eines Weihnachtsfilms abzudriften, war, dass Whelk Harbor nicht ihre Heimatstadt war. Ihre Eltern waren vor einem Jahrzehnt aus Virginia an diesen Ort gezogen, um sich um Merritts Großvater zu kümmern. Ihr Großvater

war jedoch gestorben, und dann auch noch ihr Vater, und nun ja … In Weihnachtsfilmen gab es normalerweise keinen solch schonungslosen Doppelschlag.

„Morgen", begrüßte Huong sie, ohne von ihrem Handy aufzuschauen. Sie saß auf einem Stapel Kisten.

Heute trug sie eine weite Jeans und ein Oversize-Flanellhemd, und Merritt hasste es – hasste es wirklich –, dass sie sich uncool vorkam und dass sie sich in ihrem Alter überhaupt Gedanken darüber machte, dass sie uncool war.

„Hi", sagte Merritt leichthin, strich über die Vorderseite ihres dicken beigen Pullovers und versuchte, sich keine Gedanken darüber zu machen, wie breit ihre Hüfte in so einer Hose aussehen würde. Nein, dachte sie, ich mag diesen Pullover. Mir stehen diese Hosen nicht. Ich muss nie wieder etwas auf ironische Weise tragen.

„Heute nur wir beide?"

„Ja", antwortete Merritt, und obwohl Huong nichts erwiderte, dachten sie wohl beide dasselbe: Die Stützräder sind ab.

Die Eigentümerin des Buchladens war eine Frau namens Diana. Sie mied die übliche Uniform der New-England-Frauen in Whelk Harbor, die aus unauffälliger, aber hochwertiger Kleidung bestand, die sie notfalls vor einem Regenschauer schützen würde. Stattdessen trug sie Kaschmirpullover und Trenchcoats und gelegentlich ein mit Blumen bedrucktes Tuch über ihrem fast weißen, schulterlangen Haar.

Merritt hatte die frühere Leitung der Morgenschicht ersetzt, und Diana war eifrig bemüht gewesen, die täglichen Pflichten schnellstmöglich ihrer neuen Mitarbeiterin zu überlassen. Sie wischte Merritts Bedenken immer wieder fort, als wären sie lästige Bienen. „Es wird schon alles klappen. Du bist erwachsen, oder etwa nicht?"

„Na gut …“, sagte Huong und schaute endlich von ihrem Handy auf. „Dann schauen wir mal, wie’s läuft.“

„Solange wir das Gebäude nicht in Brand setzen, wird Diana es als Erfolg ansehen, denke ich.“

„Ganz schön hohe Messlatte“, erwiderte Huong, stand auf und stieß ein kurzes Lachen aus, „aber ich glaube, das bekommen wir hin.“

Welche Katastrophen sich die beiden Frauen auch immer ausgemalt hatten – sie trafen nicht ein. Huong kümmerte sich um die Kasse, und Merritt ging im Laden herum und räumte auf, empfahl den Stammkunden, die immer mal wieder vorbeikamen, Vorschläge, wechselte die Hintergrundmusik von Jazz-Klassikern zu Kaffeehaus-Musik und wieder zu Jazz. Die Türglocke bimmelte, und Einheimische kamen herein, um nach Geschenken oder dem aktuellen Bestseller Arschtritte verteilen wie ein echtes Mädchen zu suchen. Ob sie es gelesen habe? Nein, habe sie nicht, sie sei nicht wirklich ein Fan von Ratgebern, falls Sie sich das vorstellen könnten. Vier verschiedene Frauen erkundigten sich nach einem Roman über eine schwangere ehemalige Krankenschwester, die Bettruhe halten musste und mental vermutlich nicht ganz gesund, sich jedoch sicher war, dass ihr reicher Nachbar den Gärtner mit einer Gartenschere umgebracht hatte. Die Frauen waren alle Mitglieder eines Buchklubs.

Als die Türglocke erneut bimmelte, hätte Merritt sich fast nicht umgedreht. Sie war entschlossen, der bewundernswert gleichgültigen Huong auch mal den Begrüßungsritus zu überlassen. Dann warf sie allerdings einen Blick Richtung Eingang, und er war es. Whit Longacre, ehemals Ehemann von Helen Albright Longacre.

„Oh, Sie sind es“, sagte sie.

Er schaute sie an, als hätte er sie wiedererkannt und sei

überrascht, dass sie ihn ebenfalls erkannt hatte. Verständlich. Es war einige Tage her, und sie war ein wenig mit seinem Geschenk beschäftigt gewesen, als sie sich das letzte Mal getroffen hatten.

„Ich bin es“, erwiderte er mit einem Lächeln, das zwar nicht unfreundlich, aber auch nicht enthusiastisch war.

Er hatte seinen Bart gestutzt, stellte sie fest, und trug einen beigen Seemanns-Rollkragenpulli und eine grünliche Hose.

„Ach du meine Güte!“

Sie folgte seinem Blick, der über ihren Körper wanderte, und etwas lief ihre Wirbelsäule hinauf. Checkte er sie etwa ab?

„Wir passen zusammen“, sagte er nun und lachte.

Es stimmte – bis zur grünen Hose.

„Oh Gott.“ Sie stimmte in sein Lachen ein. „Ich weiß nicht, wer von uns verlegener sein sollte.“

„Keiner. Wir sehen großartig aus.“

Seine Stimme hatte einen gewissen Unterton, während er das sagte – ein wenig kratzig vielleicht. Warum stieg ihr Hitze ins Gesicht, als sie das bemerkte?

„Wir“, erwiderte sie und zog dabei das I in die Länge, „sehen aus wie diese Leute, die farblich abgestimmte Familienfotos am Strand machen.“

„Oh. Sie haben wohl meine Mutter kennengelernt.“

Merritt lachte. „Sie kennen meine tatsächlich, und es wird Sie nicht überraschen, wenn ich Ihnen erzähle, dass unsere Familienfotos alle ein bisschen verschwommen sind und nicht ein einziges abgestimmtes Outfit zu sehen ist.“

„Die würde ich mir tatsächlich gern anschauen.“

Ihr Gesicht fühlte sich inzwischen richtig heiß an, aber Merritt lächelte und sagte: „Wie kann ich Ihnen behilflich sein, Mr. Longacre?“

Er hob eine Hand. „Whit. Und ich habe eine ein wenig merkwürdige Frage."

„Okay …?"

Whit schien verlegen zu sein. Er schaute zu Huong, die am Computer der Kasse ein Sudoku machte. Dann ließ er den Blick rasch durch den Raum schweifen und nahm die frei liegenden Balken über sich wahr, die Perserteppiche unter sich, die hohen Regale, das bunte Durcheinander aus Stühlen und Sofas – Ohrensessel, Louis-seize, ein paar zerbrechlich wirkende Holzstühle –, dazu die Lichterketten.

Da Merritt auf einer kleinen Wölbung im verzogenen Boden stand, waren ihre Augen fast auf derselben Höhe wie seine. Sie sah, dass er heute nicht traurig wirkte, sondern befangen und zögernd.

„Ich würde gern wissen, welche Greenwood-Castle-Bücher Sie haben."

„Haben Sie die nicht alle?", fragte Merritt und wünschte sich umgehend, dass sie die Worte zurücknehmen könnte.

Whit zuckte mit den Schultern. „Das könnte man annehmen, aber … Ich glaube, uns fehlt eines der Standalones. Sie wissen schon … Eines der Bücher, die eigentlich nicht zur Haupthandlung gehören, doch …"

Er verstummte allmählich.

„Ja. Es gibt drei Novellen. Glaube ich."

Merritt hatte das „Glaube ich" im letzten Moment hinterhergeschoben und hoffte, dass sie damit den Eindruck vermittelte, dass das für sie nur Allgemeinwissen war und zu den Dingen gehörte, die einer Buchhändlerin und Ad-hoc-Schulbibliothekarin im Kopf herumsprangen. Die Wahrheit war allerdings, dass sie alles wusste, was man über die Bücher von Helen Albright Longacres wissen konnte.

Sie ging in den Bereich mit den Kinderbüchern. Whit folgte ihr in angemessenem Abstand.

„Also …", setzte sie an, als sie die Regale in der Leseecke mit zusätzlichen Lichterketten und einer Buchstabengirlande mit dem Spruch Lesen ist magisch erreichten. „Hier sind die regulären Bücher der Serie. Und hier die anderen. Die Märchensammlung", sie nahm das Buch aus dem Regal, „und die Hintergrundgeschichte des Bösewichts", sie fügte es ihrem Stapel hinzu, „und das über das vermisste Einhorn, das sich als Traumsequenz herausstellte. Die Leute waren deswegen stocksauer."

Merritt richtete sich auf und reichte Whit die drei Bücher. Er sah irgendwas zwischen schuldbewusst und verwirrt aus.

„Die haben wir alle", sagte er und lachte.

„Was?"

Er zuckte mit den Schultern. „Die haben wir. Mehrere Exemplare. Es ist absurd … Ich erinnere mich schwach an eine andere Kurzgeschichte, obwohl ich eigentlich sicher bin, dass das hier die einzigen sind."

Merritt schaute ihn kurz an. Wie war es möglich, dass dieser Mann die Werke seiner eigenen Ehefrau nicht besser kannte?

„Ich weiß, dass sie bei zwei Anthologien mitgemacht –"

Whit unterbrach sie. „Die Weihnachts-Anthologie", sagte er und nickte, „und die über die ‚magischen' Sommernächte. Die habe ich überprüft."

„Oh", sagte sie und hielt inne. Also wusste er davon.

Whit schien sein Gedächtnis eine Sekunde lang zu durchforsten, bevor er weitersprach.

„Gibt es irgendwo irgendwas über ein Riesenbaby oder einen Babyriesen oder -"

„Oh!" Ein Feuerwerk blitzte in ihrem Gehirn auf, und Whits Verwirrung ergab plötzlich Sinn. „Ja! Ich weiß ganz

genau, wonach Sie suchen.“

Er zog die Augenbrauen hoch, und ein Lächeln, das kaum als solches zu erkennen war, huschte über die sandfarbenen Bartstoppeln seines kantigen Kinns.

Dann bemerkte Merritt – ebenso schnell –, dass sie einen schuldbewussten Gesichtsausdruck aufgesetzt hatte.

„Okay. Dazu gibt’s schlechte Nachrichten.“

Sie sah, wie der Mann vor ihr an Ort und Stelle in sich zusammensackte.

„Es gibt nur ein einziges Exemplar.“

Er verengte die Augen. „Das hört sich an, als könnte es nicht stimmen.“

„Es stimmt aber.“

„Können wir es stehlen? Sozusagen Das Vermächtnis der Tempelritter für Kinderbücher?“

Sie lächelte. „Leider ist es weit weniger aufregend als das. Das Buch war eine ganz kurze Novelle, und sie wurde“, sagte sie und nutzte bewusst die Passivform, um zu vermeiden, dass sie seine verstorbene Frau zum Subjekt machte, „für so ein Wohltätigkeitsding geschrieben. Sie … Ihre Frau …“ Da ging die Passivform dahin. Sprache hatte eben ihre Grenzen. „Sie hat es für eine Auktion verfasst, und soviel ich weiß, hat sie es mit der Hand geschrieben. Das Ding, das jemand gekauft hat – wer auch immer das war –, war lediglich eine Art Moleskine-Notizbuch.“

„Oh …“ Whit ließ den Blick über die Regale schweifen, dann nickte er. „Jetzt erinnere ich mich daran. Oder besser gesagt: Ich erinnere mich an den Teil mit der Auktion. Aber das bedeutet, dass niemand es gelesen hat, oder? Außer demjenigen, der es gekauft hat.“

„Ganz genau.“ Nach einer kurzen Denkpause fügte Merritt hinzu: „Sollen wir rausfinden, wer es war und vielleicht, was er oder sie damit gemacht hat?“

Whit nickte, und dann folgte er ihr wieder durch den Laden, diesmal Richtung Kasse.

„Sorry, Huong, kann ich mal an den Computer?“

Die junge Frau blickte auf und bemerkte, dass Merritt nicht allein war. Sie sah Whit an, dann wieder Merritt, und dabei weitete sie ein wenig die Augen.

Merritt verdrehte ihre.

Am Computer fing sie an zu googeln.

„Wie geht’s Ihrer Mom?“

Merritt lächelte ihn gerührt an. „Alles wieder im grünen Bereich.“

„Also keine doppelten Pflichten mehr?“

„Nein. Gott sei Dank. Falls es Ihnen noch nicht aufgefallen ist – hier ist es viel ruhiger.“

„Keine rotzfrechen Kids, die viel zu große Bücher in die Buchrückgabe quetschen.“

„Überhaupt keine Buchrückgabe. Es ist ein Segen“, erwiderte sie. „Oh, hier ist es … Hm, das ist deprimierend.“

Whit lehnte sich auf den Tresen, und Merritt drehte den Bildschirm so, dass er ihn sehen konnte.

„Ein Milliardär“, sagte sie. „Irgendein Tech-Typ. Er hat es für fast eine Million Dollar ersteigert. Und hier steht, dass er es in einer Vitrine im Arbeitszimmer seines Hauses aufbewahrt. Perfekt für einen Raubüberfall, falls Sie in der Stimmung für ein wenig –“

„Wohin ging das Geld aus der Auktion?“, fragte er, statt mitzuspielen.

„Zu einer … ähm … Kinderkrebssache.“

„Gut“, sagte er und räusperte sich. „Also … Das ist gut. Das ist gut.“

Er wirkte, als würde er sich einen Videobeweis ansehen, der vor seinem inneren Auge ablief. Vielleicht versuchte er, die Erinnerungsfetzen von diesen Ereignissen wieder zu-

sammenzupuzzeln.

„Warum brauchen Sie das Buch?“, fragte Merritt einen Moment später.

„Oh, ich glaube nicht, dass ich es noch brauche. Nicht, wenn niemand es gelesen hat. Aber ich … Ähm … Nun, ich schreibe das Buch für sie. Für Helen. Das letzte Buch der Serie. Und als ich das letzte Mal in ihrem Arbeitszimmer war, habe ich dieses Post-it gesehen, auf dem irgendwas wie Riesenbaby-Geschichte wichtig Fragezeichen stand. Ich konnte mich nur daran erinnern, dass sie eine andere Sache über einen Riesen geschrieben hatte. Wie auch immer … Ich vermute, das ist nicht wichtig, und das ist gut.“

Das waren eine Menge Informationen, die sie verarbeiten musste. Daher nickte Merritt nur und versuchte hinzubekommen, dass ihr Gesichtsausdruck neutraler war als ihr Gehirn. Die Serie war noch gar nicht beendet? In der Pressemeldung hatte es so geklungen, als würde Helens Ehemann lediglich ein tadelloses, bereits bestehendes Manuskript überarbeiten. Aber seine Frage zum Babyriesen und diese Aussage – „ich schreibe das Buch für sie“ – hörten sich nicht nach den Worten eines Mannes an, der den Feinschliff an einem existenten Meisterwerk vornahm.

Merritt zwang sich, etwas zu sagen. „Nun … Dann wohl kein Überfall, vermute ich. Was eine Schande ist.“

„Eine wirkliche Schande“, sagte er. „Sie scheinen jemand zu sein, der gut mit stressigen Situationen umgehen kann. Ich danke Ihnen jedenfalls für Ihre Hilfe.“

Sie schaute ihn an, wie er dastand – in einem Pullover und einer Hose, die zu ihren passten –, und sie dachte, dass er traurig aussah und … ja … müde, doch da war noch etwas anderes. Er wirkte nachdenklich und aufmerksam und entschlossen. Macht er denn, fragte sie sich, den Eindruck eines Mannes, der dieses literarische Flugzeug, für das ihm

die Pilotenrolle übertragen worden ist, erfolgreich landen kann?

„Gern geschehen.“ Sie lächelte zaghaft. „Lassen Sie mich wissen, wenn es ansonsten etwas gibt, das ich für Sie tun kann.“

Er nickte ihr zu. „Das werde ich. Ehrlich gesagt kann es gut sein, dass ich noch weitere Fragen haben werde, und Sie kommen mir wie jemand vor, der die Antworten kennen könnte. Noch mal vielen Dank.“

Er schritt Richtung Ausgang. Die Glocke bimmelte zweimal, aber die Tür fiel nicht ins Schloss.

„Oh … Und …“, sagte Whit und drehte sich wieder zu ihr um, eine Hand am Türrahmen.

„Ja?“, rief sie durch den Laden.

„Wie heißen Sie?“

Die Frage überrumpelte sie – so sehr, dass sie stockte und Whit die Möglichkeit hatte, eine Erklärung hinterherzuschieben.

„Ich kann Sie in meinem Kopf nicht weiterhin ‚Ms. Pryor‘ nennen.“

Sie lachte. „Tun Sie das bitte nicht. Ich bin Merritt.“

Er nickte, und seine Lippen verzogen sich erneut zu einem Fast-Lächeln. „Gut. Auf Wiedersehen, Merritt.“

„Auf Wiedersehen.“

Nun fiel die Tür ins Schloss, und irgendwo im Bereich Persönlichkeitsentwicklung ließ Huong ein langes „Hmmm …“ aus.

„Fang gar nicht erst an“, sagte Merritt, während sie Whit hinterherschaute, der über die windige Straße ging.

❁

Eins der Dinge, die Merritt aus Texas vermisste, waren

die Autofahrten. Sie hatte auf dem Weg von ihrer Wohnung zum Campus und zurück viele Hörbücher und Podcasts gehört, und sie war zu einem der Menschen geworden, die die unterschiedlichen Nachrichtensprecher des National Public Radio erraten konnten, bevor ihre Namen genannt wurden. „Lakshmi Singh!“, hatte sie in ihrem ramponierten Nissan Versa vor sich hin gesagt. „Korva Coleman!“

An Tagen wie diesen, wenn sie merkte, dass sie zwar nicht das Pendeln, aber den Sound des Pendelns vermisste, steckte sie sich daher die Kopfhörer ins Ohr und stellte den lokalen öffentlichen Radiosender ein, der – das gab sie nur vor sich selbst zu – nicht so gut war wie der, der ihr in Texas ans Herz gewachsen war.

Als sie nach Hause ging – den indigofarbenen Mantel eng um sich geschlungen, während der kalte Wind ihr die Haare aus dem Gesicht blies –, hörte Merritt einer Frau zu, die von den jüngsten deprimierenden Auseinandersetzungen am Supreme Court, dem Obersten Gerichtshof, berichtete.

„Nina Totenberg!“, sagte Merritt laut zu sich selbst.

Die Straßenlaternen leuchteten gerade auf, während sich die Herbstdämmerung ausbreitete, und die weißen Holzhäuser auf beiden Seiten der Straße schimmerten wie die geschnitzten Kürbisköpfe zu Halloween. Irgendwo verbrannte irgendjemand Laub und erfüllte die Luft mit diesem vertrauten Röstgeruch. Sie vermisste das Pendeln aus Texas definitiv nicht.

Die Story über den Supreme Court kam zum Ende – es war Nina Totenberg gewesen –, und eine neue begann. Jemand las etwas vor, das sich nach einem Roman anhörte. Der Schreibstil war frisch, irgendwie gleichzeitig direkt und ausdrucksstark, und die Schlichtheit wirkte kraftvoll roh und fesselnd. Es war ein ungeschliffener Prosa-Diamant, und die Beschreibung einer Frau – eine Studentin im Masterstudiengang, die eine Brille trug – ließ ihren Puls schneller schlagen.

„Das sind die ersten Worte des Erzählers, den man nur als der Professor in Graydon Lyons mit Spannung erwartetem neuen Roman Ernste Spiele kennenlernt.“

Merritt erstarrte. Es fühlte sich an, als hätte jemand die Notbremse in ihrem Körper gezogen. Der Wind war plötzlich eisig, und Übelkeit stieg ihr von den Fußsohlen bis in die Schultern hinauf. Ihre Fingerspitzen kribbelten, und ihre Kopfhörer waren schlagartig Megafone – zu laut, viel zu laut, ein zu großer Druck in ihrem Schädel. Sie wollte sie rausreißen, und sie wollte sich übergeben. Stattdessen hörte sie zu, weil sie zuhören musste. Sie hatte keine andere Wahl.

„Der Campus-Roman markiert einen Wendepunkt für den Autor. Es ist das erste Mal, dass Lyons – selbst Professor für Kreatives Schreiben – sich an ein zeitgenössisches Setting herangewagt hat: das der Hochschule. Sein Thema – eine schiefgelaufene Affäre zwischen einem verheirateten Professor und seiner Studentin – führt zu einiger Verwunderung. Aber das überrascht Lyons nicht.“

Und dann war sie da, kristallklar, seine Stimme in ihren Ohren, in dieser Straße, hier oben in New England.

„Natürlich halte ich mir selbst mit jedem Buch, das ich schreibe, einen Spiegel vor. Dieses hier spielt in einer Welt, die ich nur zu gut kenne, und ich bin immer davon ausgegangen, dass die Leserinnen und Leser einen Zusammenhang zu meinem Privatleben herstellen würden. Doch so ungewöhnlich es auch erscheinen mag: In diesem Roman ist weniger von mir selbst verarbeitet als in meinen historischen Werken. Nur die Atmosphäre und der Ton, das Gefühl für den Ort … Nun ja, es wäre unmöglich, das moderne akademische Leben in einer Geschichte wie dieser nicht zu kommentieren, und ich werde mich nicht scheuen, das